

„MITTEILUNGEN“
DER
DEUTSCHEN GESELLSCHAFT
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS
BAND XXXII TEIL C

JAPANISCHE RAUMNOT und KOLONISATION

Dr. MARTIN SCHWIND

TOKYŌ

1940

Deutsche Gesellschaft
für Natur- und Völkerkunde Ostasiens
Tōkyō-shi, Kōjimachi-ku, Hirakawa-chō, 2-chōme, No. 7.
Kommissionsverlag von
Otto Harrassowitz, Leipzig.

JAPANISCHE RAUMNOT und KOLONISATION

(Mit 2 Karten und 14 ABBILDUNGEN)

Dr. MARTIN SCHWIND



TOKYŌ

1940

Deutsche Gesellschaft
für Natur- und Völkerkunde Ostasiens
Tōkyō-shi, Kōjimachi-ku, Hirakawa-chō, 2-chōme, No. 7.
Kommissionsverlag von
Otto Harrassowitz, Leipzig.

JAPANISCHE RAUMNOT UND KOLONISATION.

Martin Schwind

Vortrag gehalten am 15. II. 1939.

Die Japaner sind ein Volk ohne Raum. —

Dieser Satz ist schon zur Selbstverständlichkeit geworden: Jeder sagt ihn, gibt ihn weiter, und keinem fällt es ein, ihn zu bezweifeln und seine Richtigkeit nachzuprüfen. Dabei liegt in jener Feststellung eine der Hauptkräfte einbeschlossen, die zur japanischen Expansion drängen. Sollte es aber doch einen Zweifler geben, dann werden ihm rasch Zahlen vorgehalten:

Das eigentliche Japan — Hokkaido, Hondo, Shikoku und Kyushu — umfaßt 382 000 qkm und hat 70 Millionen Einwohner. Auf einem qkm wohnen also 185 Menschen. Wir bezeichnen uns Deutsche als ein Volk ohne Raum, und in Deutschland kommen nur gegen 140 auf einen qkm! Um wieviel stärker also muß das Übervölkerungsproblem in Japan sein! Dieser Vergleich, so meint man, müsse allen Zweifel niederschlagen. Aber dieser Vergleich ist zunächst falsch!

1. Es werden dabei Länder in verschiedenen Klimaten verglichen; klimatisch ist aber Japan weit im Vorteil, es hat doppelte bis dreifache Ernte. Die allgemeine Fruchtfolge sieht etwa aus: Im Sommer Reis, im Winter Weizen, Gerste oder Roggen. Im südlichen Shikoku bringt man im Sommer sogar zweimal Reis ein.

Um die Großstädte wie Tokyo herum ist fünffache Ernte nichts

Außergewöhnliches: Zeitiges Frühjahr — Rüben
Spätes Frühjahr — Komatsuna (Gemüse)
Sommer — Beutelmelone
Spätsommer — Rüben
Winter — Weizen

2. Es werden Länder mit völlig verschiedener Bodengestalt verglichen. Hierin ist Japan im Nachteil. In Wirklichkeit werden nur 16% japanischen Bodens bestellt, d.h. es müssen sich 72 Millionen Men-

schen von 60 000 qkm Ackerboden ernähren. Es kommen also 1200 Menschen auf 1 qkm!

3. Freilich ist auch die vorstehende Zahl nicht ganz richtig. In sie sind die Fischer eingeschlossen, deren Feld gleichsam draußen auf dem Meere liegt. Zieht man die Fischerbevölkerung ab, so erhält man etwa 1000 Menschen auf 1 qkm.

Dieser Zustand wäre rein als Zustand noch regulierbar: denn Reisland trägt eben mehr Menschen als die gleiche Fläche Weizenland. Aber die Menschenzahl bleibt ja nicht Zustand: Das japanische Volk wächst jährlich mehr und mehr. In der Tokugawazeit von 1603-1868 schwankte die Bevölkerungszahl ziemlich konstant zwischen 28 und 30 Millionen. Mit der Landöffnung setzte eine unglaubliche Bevölkerungsvermehrung ein. Die weiße Rasse, voran der Amerikaner und Russe, hat diese Öffnung erzwungen. Sie muß sich nun auch zur japanischen Expansion stellen.

Es ist geradezu komisch, wenn sich ausgerechnet die Amerikaner darüber erregen und am liebsten eine Rückkapselung des japanischen Volkes sähen. Die Zahl der Japaner stieg seit der Landöffnung ganz gewaltig:

1870 waren es	33,5 Millionen	
1875	35	„
1880	36,6	„
1885	38,3	„
1890	39,9	„
1895	41,5	„
1900	43,8	„
1905	46,6	„ (Hierzu Kurve! Abb. 1: Das
1910	49,2	„ Wachstum des japanischen Volks)
1915	52,7	„
1920 (1. Zensus)	55,4	„
1925 (2. Zensus)	59,0	„
1930 (3. Zensus)	64,4	„
1935 (4. Zensus)	69,2	„
1940 (Schätzung)	74,0	„
1945 (Schätzung)	79,0	„
1950 (Schätzung)	84,0	„

Heute ist es so weit, daß die Bevölkerung Japans jährlich um 1 Million wächst; wohlgemerkt: wächst! Es ist nicht nur ein vorübergehendes Steigen der Zahl auf Grund von Ueberalterung.

Besonders für die Bauernschaft, die in Japan wie in Deutschland das eigentliche Menschenreservoir darstellt, ist der Kinderreichtum eine jährlich schwieriger werdende Frage. Die Bauern teilten ihren Besitz auf die Kinder auf, durch Generationen hindurch. Jetzt beträgt er oft nur noch einen Acker (0,5 chô)¹⁾, das sind 70×70 m! Der Größe nach ergibt sich folgende Gliederung der gesamten bäuerlichen Betriebe:

Unter 0,5 ha	0,5—1 ha	1—2 ha	mehr als 2 ha
34%	34,3%	22%	10%

Gegen 70% aller Betriebe liegen also unter 1 ha! Wir in Deutschland sprechen bei 5 ha bereits von Zwergbetrieben. Allerdings ist jeder Vergleich mit mitteleuropäischen Verhältnissen zunächst schief. Das japanische Land gibt bei zweimaliger Ernte und bei viel reicheren Erträgen mindestens dreimal so viel her wie das deutsche. Aber selbst wenn man die japanischen Zahlen verdreifachte, bliebe der Besitz nahezu aller Bauern unter 10 ha! Das ist völlig unzureichend, besonders wenn man bedenkt, welche geringe Sicherung der einseitig auf die Landwirtschaft und durchaus nicht auf Viehwirtschaft eingestellte Betrieb gegen die Unwetter hat, wie sie jährlich als Taifunregen zu erwarten stehen — und wenn man ferner bedenkt, daß über 65% aller Bauern Pächter oder mindestens Halbpächter sind! Schwierig ist die Lage, und die Verschuldung oder Verkauf der Töchter an Geishahäuser ist, wenigstens für den klimatisch stark benachteiligten nordjapanischen Bauern, nichts Ungewöhnliches.

In Anbetracht dieser Lage bleibt der ländlichen Überschuß-Bevölkerung nichts anderes übrig, als nach der Stadt abzuwandern, wo sie als Industriearbeiter, Angestellter oder im Kleinhandel Beschäftigung sucht. Aber nicht nur die Überfüllung der Arbeitsstätten, sondern auch der Kleinhandel ist schon zu einem neuen Problem geworden:

Wie man auf dem Lande die väterlichen Felder durch Generationen hindurch aufteilte und lebensunfähig machte, so verkleinert man sich gegenseitig auch die Kundschaft. Heute bereits kommen nur 16 Kunden

1) 1 ha ist etwa 1 chô. 1 chô=9917. 3 qm. Hinter den obigen Angaben müßte statt ha eigentlich „chô“ stehen.

auf einen Kleinhändler, in den Städten im Durchschnitt 10. Dabei bedenke man die Konkurrenz der im amerikanischen Stil rasch aufgeschossenen großen Kaufhäuser. Diese Tatsachen sprechen deutlich für dreierlei:

1. Für die Anspruchlosigkeit der Japaner
2. Für den billigeren Lebens-Standard
3. Für die Tatsache eines mächtigen Bevölkerungsdrucks, der irgendwie gelöst werden muß, soll Schlimmstes verhütet werden.

Die natürlichste Lösung eines solchen Drucks geschieht durch Freigabe von Neuland, d. h. Kolonisation bisher un bebauter Flächen. Denn damit kann sich zugleich die landwirtschaftliche Bevölkerung regenerieren, die immer die Grundlage des Staates gewesen ist.

Man denkt bei Kolonisation allzu schnell an Außenbesitzungen. Man denkt im Falle Japan heute besonders an Mandschukuo. Aber ehe wir dieser Frage näher treten können, haben wir zu überprüfen, ob der Japaner seine eigenen Inseln wirklich völlig gefüllt hat! Diese Überprüfung gliedert sich wiederum unter: 1. Hat der Japaner alles versucht, um die Bodenerträge zu steigern? 2. Hat er alles verfügbare Land im Innern besetzt und ausgenutzt?

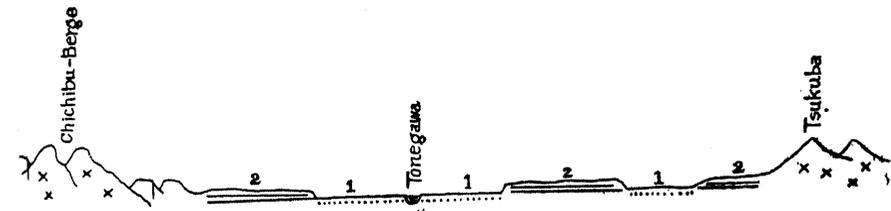
Die erste Frage ist damit zu beantworten, daß sich der Japaner seit 1877 ernsthaft bemüht — nicht zuletzt auch durch die Anregungen des um die Jahrhundertwende in Tokyo lehrenden deutschen Agronomen Max Fesca — die Erträge zu steigern. Heute gibt ein Acker oftmals die doppelte Ernte von früher. Zur zweiten Frage ist zu sagen, daß nur von ihrer bejahenden Beantwortung das moralische Recht, nach außen zu greifen, abgeleitet werden kann — von politischen Motiven in diesem Zusammenhang ganz abgesehen.

Vielen von Ihnen, meine Damen und Herren, wird es so gegangen sein wie mir, wenn Sie ins Innere des Landes reisten: Sie haben weite Räume gesehen, die Sie für ungenutzt hielten und noch halten.

Schauen wir auf die Bevölkerungskarte (Karte 1)! Neben den überbevölkerten Teilen der Kanto-, Nobi-, Kansai-, und Echigo-Ebenen, welche die dichtest-besiedelten Bauernebenen der Erde darstellen, bleiben große leere Flecke. Sind diese wirklich unbrauchbar? Oder liegt es nur daran, daß der Japaner noch nicht gelernt haben sollte, diese Räume zu beherrschen? Jede Kulturstufe prägt ihre Landschaft. Wenn wir in Deutschland Moore entwässern,

Heiden bewässern, Böden verändern, dann zeigen wir uns als Meister über die Natur. Sollte es so sein, daß der Japaner noch nicht zu dieser Meisterschaft gelangt wäre? Wir wollen kurz zurückblicken, um zu erkennen, wo der Japaner in dieser Beziehung heute steht.

Der freie Raum war früher noch viel größer. Veranschaulichen wir uns das Beispiel der Kanto-Ebene! Ihr Aufbau ist etwa der folgende



1 = Ta-Fläche (Reis), 2 = Cha-Fläche (Tee, Trockengetreide, Maulbeer)

Abb. 2. Aufbau der Kantô-Ebene (schematisch)

Bis zur Tokugawa-Zeit und noch lange während derselben bebaute man nur die Flußniederungen (Reisflächen, „Ta“-Flächen), von den Terrassenflächen nur die randlich an der Niederung gelegenen Stücke (Maulbeersträucher, Tee, „Cha“-Flächen). Der Bauer war im wesentlichen Reisbauer. Mit dem Ausgang der Tokugawazeit setzt die größte Periode japanischer Binnenkolonisation ein: Man erobert die Terrassen. Die Nachfrage nach japanischer Seide macht die trocknen Terrassenflächen plötzlich wertvoll, man rodet sie und pflanzt Maulbeersträucher. Der reine Seidenbauer tritt neben den reinen Reisbauern. Die Seide wirft so viel ab, daß sich dieser Bauer seinen Reis kaufen kann. Gern hatte man sich anfangs nicht umgestellt. War es doch eine Wendung, die dem Gegensatz von Wasser und Feuer gleichkam: Vom nassen Reisfeld zum absoluten Trockenfeld, wo das Wasser nur mittels tiefer Brunnen zu gewinnen war. Das chinesische Schriftzeichen bezeichnet dieses Trockenfeld in der Tat als „Feuerfeld“ = 畑, d. h. das mit Feuer, durch Brand gewonnene Feld. Aber eines war bei dieser großen Binnenkolonisation wesentlich: Man blieb im Land, bei seiner Nahrung, seiner Familie und bei seinen Ahnen, kurz, bei allem, was man gewohnt war. Wenn Sie, meine Damen und Herren, von Shinjuku aus in Richtung Hachioji fahren, sehen sie zu beiden Seiten des Kôshu Kaidô planmäßig angelegte Straßendörfer, umgeben von

Maulbeerfeldern. Das sind die Kolonisten-Dörfer, „Shinden“ genannt, „neue“ Siedlungen.

Die nächste Etappe der Binnenkolonisation wäre nun ein großer Angriff auf die nächst höhere Geländestufe gewesen, auf das Gebirge. Und dieser Angriff ist heute noch im Gange.

Den Wert des Gebirges sieht man in dreierlei. Der Wald liefert Holzkohle, die Täler geben zusätzlichen Raum für die Landwirtschaft, und die Wasserkraft setzt sich in Elektrizität um. Kraftwerke findet man heute überall im Gebirge, und es ist kein Zweifel, daß das Wasser voll ausgenutzt werden wird. Aber die Frage, ob das Gebirge auch land- und forstwirtschaftlich völlig bezwungen ist, verdient eine genauere Betrachtung. Gebirge gibt es zweierlei in Japan: Grundgebirge, das in Form der Tanzawaberge, Chichibuberge usw. die Kantoebene umstellt und — die Vulkane. Die Grundgebirge entsprechen den deutschen Gebirgen, nur sind ihre Hänge steiler und ihre Täler enger. Und diese Täler sind wahrhaftig bis zum letzten Fleckchen bestellt. Nur wenn der Talhang zu steil wird und gar keine Ackererde mehr hält — nur dann dann ist er vom Menschen unberührt geblieben.

Aber die Vulkane!

Die Vulkane sind umgeben von der japanischen Heide, der „hara“, einem Gestrüpp aus Büschen, Blumen und Kräutern, das im Frühjahr, wenn die Azaleen blühen, ganz bezaubernd wirkt. Warum sind diese Heide-Räume leer? Ist das Raumverschwendung? Wenn ein großes Volk, das wir als anspruchslos erkannten, nur so geringen Ackerboden hat, wenn es die schmalsten Täler sucht, will man das nicht glauben. Warum aber meidet man die „hara“?

Man sagt, daß der Boden zu durchlässig sei. Nun, selbst auf trockenem Land müssen bei japanischer Luftfeuchtigkeit und dem außergewöhnlichen Tauniederschlag anspruchslosere Pflanzen gedeihen. Die bereits vorhandenen, wenn auch vereinzelt Felder, sind der beste Beweis dafür.

Sollte das Klima in dieser Höhenlage für den Japaner zu rauh sein? Wohl kaum. Es ist freundlicher als das von Hokkaido.

Liegen diese Bergfüße zu fern vom Verkehr? Dem ginge abzuhelfen. Denn die Verkehrsferne spielt eine Rolle: Kaum überquerte eine Bahn

die Yatsugatake-Hara zwischen Komoro und dem Kofu-Becken, als sich Feld um Feld in den Busch schob. Aber trotzdem, auch der Verkehr ist, wie wir gleich sehen werden, nicht das Entscheidende.

Liefen die Felder, so weit sie von einer Familie bewirtschaftet werden, zu geringen Ertrag? Hier berühren wir den Kernpunkt der Frage. Der Bauer der „hara“ braucht viel mehr Bargeld als der Bauer des Tals; denn er muß sich die tägliche Nahrung, die dem andern ins Haus wächst, kaufen: den Reis.

Nun könnte man fragen, warum stellt dieser Bauer seine Nahrung nicht um? Warum lebt er nicht von den Früchten seines Feldes, von Hirse, Erbsen und Kartoffeln? Ein Japaner ohne Reis, das würde bedeuten, dem Deutschen beides, Brot und Kartoffel zu gleicher Zeit entziehen. Jahrhunderte von Gewöhnung haben konservierende Kraft und die Forderung nach Ernährungsumstellung von der Wurzel aus ist leichter gesagt als durchgeführt. Bebauen doch 35 von 47 Provinzen über 50-60% ihrer bestellbaren Fläche mit Reis, ißt ihn doch der Japaner morgens, mittags und abends! Reis muß der Kolonist haben, im Inland wie in den Außengebieten. Reisschiffe fahren von Toyama-Fushiki nach Karafuto, um den 300 000 Kolonialjapanern tägliche Nahrung zu bringen, Reisschiffe fahren nach Hokkaido, um die dortige Ernte aufzufüllen, Reis muß auch der Kolonist in Mandschukuo haben. Reis unter allen Umständen — finden wir diesen Grundsatz richtig? Wir wissen nicht, ob es bewußt geschieht oder Macht der Überlieferung ist. Das eine ist sicher: Gleiche Ernährung über alle Reichsteile hinweg ist von innenpolitischer Bedeutung; sie einigt. Mit der Ernährung verbinden sich Sitte, Hausrat, ja selbst kultische Handlungen. Es ist bezeichnend, daß Auseinandersetzungen beginnen in dem Augenblicke, da eine Volksgruppe genötigt ist, vom Allgemeinen abzuweichen. Ich meine die Mandschukuo-Kolonisten.

Eine bekannte Frauenschaftsführerin des japanischen Hauptlandes erklärte, sie habe für den Luxus der japanischen Kolonisten in Mandschukuo keinerlei Verständnis. Man äße da täglich außer Reis, dem man zwar Weizen zusetzen müsse, noch Kartoffeln, Fleisch und gar Wurst! Dieses Urteil rief unter den Bauern, die wahrhaftig hartes Los auf sich nahmen, tiefste Entrüstung hervor, so tief, daß der Bauernführer von Chifuri, nicht weit vom Amur, noch in Erregung kam, als er es mir er-

zählte: „Was ist Luxus für uns,“ rief er, „nicht das Fleisch unsrer Schweine, aber Reis und Fische, die wir kaufen müssen!“ Kontinent und Inselreich treten sich hier gegenüber. Daß der Karafuto-Kolonist aber seinen täglichen Reis kauft, während ihm die Kartoffel ins Haus wächst, das hat noch keine Kritik gefunden. Warum auch? Dort ist ja alles wie im „eigentlichen Japan“ — und deshalb in Ordnung!

Aber zurück! Reis soll der Hara-Bauer haben. Er braucht also Bargeld. Soll er seine Felder vermehren? Das hieße zur extensiven Großwirtschaft übergehen, für ihn, den Japaner, der ein gärtnernder Bauer ist. Müßte er dann nicht auch Helfer haben, Menschen, Maschinen, die wiederum Geld kosten? Dann ist es schon leichter, einen Nebenberuf suchen, wie man es in entlegenen Gebieten Nordjapans schon tut. Dort sieht ein Jahresprogramm wie folgt aus:

Monat	Beschäftigung
I	Köhlerei
II	Baumschlag
III	Sammeln von pflanzlichem Zubrot aus dem Walde
IV	Reissaat
V-VIII	Maulbeerzucht, Reistecken
IX	Reisernte
X-XII	Pilzsammeln für Konserven-Fabriken

Die Nebeneinnahmen liefert also der Wald: Holzschlag, Köhlerei, Sammeln pflanzlicher Beikost. Freilich, die „hara“ der Vulkane ist meist nur Busch — und hierin liegt das entscheidende Problem, das mit dem Bedarf an Zellstoff erst in das rechte Licht gerückt worden ist. Der japanische Wald hat seine größtmögliche Ausdehnung noch nicht erreicht! Nach japanischen Quellen ginge der Waldbestand — gerade in Hinblick auf die „Hara“-Flächen — zu vergrößern um 12% im Hauptland, 16% in Chosen, 22% in Taiwan, 15% in Hokkaido, 46% in Karafuto, im Reichsdurchschnitt um 17%!

17% der gesamten waldmöglichen Fläche liegen also noch ungenutzt: Aufforstung für die Gesamtwirtschaft, Erhöhung des Nebenverdienstes,

Überwindung der Verkehrsferne zum besseren Absatze der Walderzeugnisse — das sind die brennenden Fragen des Harabauern, deren Lösung ihm den täglichen Reis schenkt. Eine Stärkung der Bevölkerung in den Hara-Räumen liegt so durchaus noch bevor!

Aber diese Stärkung könnte natürlich nicht gleiche Füllung wie in den Tälern bedeuten. Wenn auf diese Weise auch weitere 50-60 000 Familien Nahrung fänden, kann damit niemals der Bevölkerungsdruck gelöst werden, der den japanischen Bogen spannt. Im Verhältnis zum Ganzen sind diese Hara-Räume nur kleine Ventile. Und weil diese letzte Möglichkeit im Inland die Frage der Überbevölkerung nicht löst, muß dieses Volk, das jährlich um eine Million wächst, hinaus über die Grenzen greifen.

Aber das Hinausgreifen ist für ein Inselvolk ein entscheidenderer Schritt als für ein kontinentales. Wenn die Deutschen nach Osten ritten, blieben sie im Zusammenhang mit ihrem Volk und ihrem Land. Das Band zur Heimat war nicht zerrissen. Anders ist es, wenn man über die Meere geht. Und so stellten sich von jeher beim Japaner stärkere Hemmungen für fernere Kolonisation ein als bei uns. Die schon in der Tokugawazeit betriebene Expansion nach Norden und Süden war rein politisch: Man besetzte Hokkaido und Karafuto, um das „Eigentliche Japan“ vor den Russen zu schützen; man nahm Korea aus gleichem Grund und zugleich als Raumpuffer gegen China, und ebenso steht es mit Taiwan. Zu der politischen Idee trat bald die wirtschaftliche, hervorgerufen durch die Bedürfnisse der modernen Industrie, und so ist Mandschukuo politisch-wirtschaftlich zu verstehen. *Erst nachträglich erkannte man, daß man in jenen Räumen nicht allein den Herren spielen dürfe, sondern sie auch ausfüllen müsse*, und daß diese Ausfüllung Lösung des heimatlichen Bevölkerungsdrucks bedeuten könnte. Aber diese Erkenntnis stieß zunächst auf keinen Widerhall, und es gab viele Hemmungen auf die Seite zu räumen, ehe der Japaner Kolonist wurde.

Vom Standpunkt der Kolonisation her möchte ich die Japaner in zwei Typen teilen. Sie unterscheiden sich grundsätzlich in ihrem allgemeinen Raumgefühl.

Ich stelle den Küstenjapaner dem Inlandjapaner gegenüber. Jeder Mensch trägt ein Raumgefühl in sich. Wenn wir einen Menschen der

deutschen Alpen für dauernd nach NO-Deutschland verpflanzen wollen, so wird sich dessen bald eine Sehnsucht nach den Bergen bemächtigen. Der Mensch der japanischen Küste hat die ozeanische Weite vor sich, er fährt auf hohe See, wo ihm das heimatliche Land außer Sicht kommt, er fährt in die Ferne. Dieser Küstenjapaner, der dem Raume der Inlandsee entstammt, hat Hokkaido, Karafuto, ja Kamtschatka besucht, ehe noch diese Länder politisch in Besitz genommen wurden. Derselbe Küstenjapaner hat auf den Ryukyu-Inseln, in der Südsee, Hawaii und Südamerika Fuß gefaßt. Aber der Seefahrer ist unstet, er setzt sich nicht für Generationen fest. Er wandert mit den Fischzügen, das Meer ist sein Feld. Mit diesen kühnen Seefahrern kann man sich Rechte sichern, aber schwerlich halten. Erst recht kann man mit ihnen nicht kolonisieren. Das muß man mit dem Bauern tun, dem Inlandjapaner. Der ist aber alles andere als raumerbernd; er ist raumscheu. In diesem Gegensatz spiegelt sich der Aufbau japanischer Landschaft: Nirgends wohnt in Japan ein Mensch ferner vom Meer als der Hamburger von der Nordsee, und doch ist der Inlandjapaner kontinentaler als der Hamburger.

In Japan steigt von der Küste her das Gebirge steil an und riegelt das Innere vom Meere ab. Und das Landesinnere selbst ist wieder vielfach gekästelt. Man hat es mit Bienenwaben verglichen. Jede Wabe ist ein Becken, und ringsherum ist ein jedes vom Nachbarbecken durch hohe Wabenwände, die Gebirge, abgeschlossen. Der kleine, abgeschlossene Raum füllt hier den Menschen völlig aus. Das führt zu einem verkümmerten Raumbegriff. Das geschlossene Kleine führt nur hin zum nächsten kleinen Nachbarraum, und kaum das! Fragen Sie einen Bauern im Inland nach einem Dorf oder einer nicht unmittelbar benachbarten Stadt! Sie hören die erstaunlichsten Antworten. Steigen Sie mit einem solchen Japaner auf einen Berg! Er kennt sich verblüffend wenig über die nächste Umgebung aus. Diesen Inlandjapaner beschleicht ein geheimes Grausen, wenn er vom Auswandern und Kolonisieren hört.

Welche Verschränkung! Gerade der unstete Raumbezwinger, der ist ungeeignet zur Kolonisation; man braucht den seßhaften, raumscheuen Bauern.

Diesem Bauern werden die folgenden Erwägungen zum Hindernis im Einzelnen:

1. Die Räume, die dem Japaner am meisten liegen würden, sind ihm versperrt, entweder durch Einwanderungsverbote oder -erschwerungen wie in USA, den Philippinen, Australien, Niederländisch Indien, oder dadurch, daß jene Gebiete schon selbst übervölkert sind wie die eigene Kolonie Taiwan. Gerade die Philippinen würden für die Japaner der gegebene Raum sein.

2. Die Räume, die dem Japaner zur Verfügung stehen und auf die er angewiesen ist, sind ihm im allgemeinen zu nordisch, zu kalt.

3. Er kennt diese nördlichen Räume nicht und macht sich, trotz eingesetzter Propaganda, die merkwürdigsten Vorstellungen davon.

4. Man fürchtet fremdartige Arbeit und Nahrungsumstellung.

5. Man trennt sich überhaupt ungern von seiner Familie und von seinen Ahnen. Die familienrechtlichen Bindungen sind so stark, daß eine erreichbare Entfernung aller Familienmitglieder wünschenswert erscheint. In Karafuto, z. B. gehört ein Drittel aller Bewohner noch heute familienrechtlich zum Hauptland, d. h. diese Kolonisten sind nicht einmal für die Kolonie zuverlässig, da mit deren Rückwanderung jederzeit gerechnet werden muß. Hemmungen besonderer Art treten für jeden einzelnen Kolonialraum hinzu.

Wir sehen, gerade die dem Japaner offen stehenden Räume Hokkaido, Karafuto und Mandschukuo sind, von japanischen Bauern her gesehen, mit allem Negativen behaftet. Um so imponierender ist die Energie, mit welcher eine zahlenmäßig beschränkte Kolonistenschaft jene Länder zu ertrotzen sucht. Es ist ein heroischer Kampf, in dem sich der Japaner zu erproben hat. Die warmen Räume sind ihm verschlossen: Japan versucht, als subtropische Großmacht in die Kälte hineinzukolonisieren. Damit ist eine in der Welt einzig dastehende Lage geschaffen.

Welche Schwierigkeiten sich dem Unternehmen entgegenstellten und welche Erfolge den Japanern beschieden sind, davon soll nun gesprochen werden.

I. Hokkaido

Das bewunderungswürdig schnelle Vordringen der Russen über den Ural bis zum Großen Ozean im 17. Jahrhundert hatte die Japaner sorgenvoll auf ihre ins Unbestimmte verschwimmende Nordgrenze blicken lassen. Das damalige „eigentliche Japan“, d. i. Hondo, Shikoku und Kyushu, durfte keinesfalls von der russischen Bewegung erschüttert werden, und so suchte man nach einem nördlichen Raumpuffer. Dieser war nichts anderes als Hokkaido. An eine Kolonisation dachte man damals kaum, nur an Besitz, zu welchem die Tatsache berechtigte, daß Fischerei rings um die Insel durchaus von Japanern betrieben wurde. Die Verwaltung und Verteidigung der Insel gab man in die Hand des Daimyo von Matsumai. Dieser scheint aber dem russischen Druck gegenüber nicht das entsprechende Gewicht gehabt zu haben, und so übernahm das Schogunat, im Jahre 1789 teilweise, seit 1807 ganz, die Verwaltung selbst. Von dieser Zeit an kann man auch von einer Kolonisation Hokkaidos sprechen.

Die Urbarmachung sollte ein Akt der Verteidigungspolitik sein; ihr kam somit hohe staatspolitische Funktion zu. Aber man merkte jetzt erst, daß der Griff nach Hokkaido einen „Über“-griff in ganz andere klimatische Breiten bedeutet hatte. Mit japanischem Hausbau, mit japanischem Reisbau und japanischen Methoden überhaupt war hier zunächst nichts mehr zu machen. Die Folge war, daß jeder es scheute, nach dem Norden zu gehen. Nur ganz Arme, Abenteurer und Flüchtlinge fanden sich ein. Nachdem so der Ruf nach brauchbaren freiwilligen Siedlern wirkungslos verhallt war, versuchte man Samurais und Bauern mit hohen Geldunterstützungen zu locken; auch das war vergebens. Warum sollte man auch die südliche Heimat mit der Kälte vertauschen? Von Bevölkerungsdruck war noch in keinem Sinne die Rede. Schließlich teilte man Hokkaido auf die Lehnsfürsten Nordhondos auf, denen an einer Entwicklung ihres Teiles gelegen sein mußte. Das schien am erfolgreichsten zu sein. Aber inzwischen war die Tokugawamacht zu Ende gegangen und damit auch die Feudalzeit endgültig vorüber. So blieb dieser letzte Versuch im Keime stecken.

Die gesamte Kolonialbevölkerung Hokkaidos betrug am Ende der Tokugawazeit kaum 60 000, in welcher Zahl der Hauptanteil auf Fischer entfällt. Obgleich es erlaubt gewesen war, überall zu siedeln, hatte sich

die Bevölkerung nach wie vor auf die Küstenränder der südwestlichen Halbinsel (Oshima, Hiyama), die am ehesten dem eigentlichen Japan entsprachen und sehr fischreich waren, konzentriert; ja sogar Reisanbau machte sich hier verschiedentlich möglich. Die schon frühzeitig hervorragende Stellung des Handelshafens Hakodate leitet sich aus dem eigenartigen Besiedlungsgang in Hokkaido ab.

Mit der Reichserneuerung durch Kaiser Meiji wurde Hokkaido amtlich in das „eigentliche Japan“ einbezogen, womit man den Willen zum Ausdruck brachte, Ernst mit der Kolonisation zu machen. Graf Kuroda wurde beauftragt, die Grenzen und Möglichkeiten eines solchen Unternehmens zu untersuchen. Er kam zu der Einsicht, daß es dem Japaner zur Erschließung eines Landes in kühlgemäßigten Breiten an Erfahrung mangelte und man in der Fremde Rat holen müsse. Er ging nach den Vereinigten Staaten und brachte Sachverständige nach Hokkaido, u. a. den Leiter des landwirtschaftlichen Zentralamtes der USA, General Capron. Ausländische Getreide- und Futterpflanzen, Gemüse und Obstsorten wurden eingeführt, die landwirtschaftlichen Methoden Amerikas (Abb. 4) übernommen, Viehwirtschaft entwickelt, ja, man baute sogar warme Häuser nach dem „New England Type“ — aber es half alles nichts. Im Gegenteil, diese Neuerungen führten um so nachdrücklicher vor Augen, wie weit man sich mit einer Ansiedlung in Hokkaido von heimatlicher Luft hinwegbegab; man fürchtete durch diese geradezu kopernikanische Wendung eine Entwurzelung der Tradition. Es legt den Kernpunkt des ganzen Fragenkreises bloß, wenn man liest, wie die Kolonialverwaltung mit Prämien lockte, die je „nach der Fläche des urbar gemachten Landes, der Schwierigkeit der Arbeit und der Intensität der Betriebsweisen verliehen wurden, und daß diese Prämien durchweg Reis-Prämien waren! Sie wurden in 6 Klassen verliehen; die erste Klasse z. B. erhielten diejenigen, „welche trotz der schweren Arbeit der Urbarmachung mehr als 2 ha urbar machten und wo der Betrieb sehr intensiv war“. Sie bekamen als Prämie 7—10 Sho Reis pro Zehntel ha.¹

Man sah durch erneutes Vordringen der Russen die Sicherheit der Insel infolge zu geringer Besiedlung bedroht. Da kam derselbe Graf Kuroda um Schaffung einer Kolonialmiliz für Hokkaido ein. Im Rahmen der machtpolitisch motivierten Raumerweiterungen der Japaner ist es

1) Das sind 13-18 Liter. 2) Uehara, T.: Das Kolonialmilizsystem in Japan. In: Berichte über Landwirtschaft. Neue Folge, Bd 5, Heft 4. S. 605-629.

geradezu bezeichnend, daß diese Kolonialmiliz zugleich auch den Bann brach, unter dem die Arbeit bisher stand. Die Miliz hatte nicht nur die Verteidigung zu sichern, sondern auch bäuerliche Pflichten zu übernehmen. Sie stieß ins Herz Hokkaidos vor, die Ishikari-Ebene, die bis heute Zentrum der Landwirtschaft geblieben ist und zum Zentrum der Insel überhaupt wurde (Sapporo). Wenn „im unerschlossenen Gebiet ein Milizdorf gegründet wurde“, schreibt Uehara, der diese Verhältnisse genau kennt und in deutscher Sprache beschrieben hat, „so siedelten sich alsbald in der Nachbarschaft Zivilisten an“. Dadurch wurden die Milizdörfer zu Zellzellen der Erschließung.

Aber auch hier noch sah der Staat, daß eine wirksame Bevölkerungsvermehrung nur eintreten würde, wenn es gelänge, Reissorten zu züchten, die auch im Ishikari-Gebiet zur Reife kämen. Den Versuchen war Erfolg beschieden, die Traditionsliebe — man kann sie auch Sturheit nennen — hatte über die Natur gesiegt, und erst jetzt, da ein vorbildlicher Vorkämpfer im Kolonialsoldaten, Reis als Ernährungsgrundlage und bald folgende Verkehrserschließung durch den Staat gegeben waren, konnte man den größeren Teil der Kolonisations-Hemmungen als beseitigt betrachten. Es stellten sich sogar freiwillige Siedler in ansehnlicher Zahl ein. Nicht zu beseitigen freilich waren und sind die kalten Winter, die man in den unzulänglichen Häusern nach wie vor fürchtet. Das Haus erfuhr nur geringe Abwandlung — eben aus Traditionsgebundenheit — was am Beispiel Karafuto noch deutlicher wird. Ergebenes Frieren ist die Winterparole.

Seit der Jahrhundertwende erfuhr die Bevölkerungszunahme der Insel kaum mehr Rückschläge, Heute ist das erst recht nicht mehr zu befürchten; denn heute ist eben, seit den Kriegsjahren beginnend, zum ursprünglich machtpolitischen Motiv der Kolonisation das viel schwerer wiegende der Übervölkerung der Hauptinseln getreten.

Heute wohnen 3,2 Millionen Japaner in Hokkaido. Man kann, besonders in Anbetracht des sich stetig entwickelnden Bergbaus und der aufblühenden Industrie, die Aufnahmefähigkeit der Insel auf 5 Millionen veranschlagen. Für rund 2 Millionen Menschen ist also hier immer noch Platz! Die Insel wäre also in der Lage, den Bevölkerungsüberschuß aller japanischen Inseln von 2 Jahren aufzunehmen.

II. Karafuto

Was in Hokkaido gelang, bedeutete den letzten Sieg Japanischer Landwirtschaft über die Natur. Schon in dem Hokkaido nördlich des 44. Breitengrades mußte die japanische Reiskultur sich endgültig geschlagen geben. Da sieht es heute noch aus, wie es im Anfang nur aussehen kann: Dichter Wald, der sich über Täler und Berge zieht, durchwässert von ungezähmten Bächen und Flüssen. Entlang der Verkehrswege fressen sich Lichtungen ein; hier werden Baumriesen gefällt, da stehen die Stümpfe nur noch, und dort ist das Land zwischen den Stümpfen aufgewühlt und bestellt. Zwischen den Stümpfen wachsen Kartoffeln, Hafer und Hirse. Es ist der Eindruck russischer Taiga.

Kein Wunder, daß der Bauer ein noch weiteres Nordwärtsgreifen, etwa nach Karafuto, für unmöglich hielt. Und so blieb Karafuto, auch nachdem es 1905 an Japan zurückgekommen war, in der Rolle, die es schon mehr als 200 Jahre für das Stammland gespielt hatte: Es blieb Fischgrund. Die Fischerei brachte im kurzen Sommer Saisonarbeiter nach der Insel, die eben nur den schmalen Küstensaum des Landes kennen lernten. Nur ein kleiner Teil wählte der guten Fischereierträge wegen Karafuto als neue Heimat. Im Jahre 1910, also nach fünfjähriger Kolonisationsarbeit, zählte der japanische Inselteil, die eingeborenen Aino, Giljaken, Orocco usw. mitgerechnet, 31 000 Einwohner; etwa die Hälfte waren Fischer.

Wollte man die südliche Inselhälfte als japanischen Besitz auch außerhalb der machtpolitischen Sphäre rechtfertigen, so mußte man andere Maßnahmen ergreifen. Man ging an die Ausbeutung des ungeheuren Waldes, was zugleich eine Notwendigkeit infolge der Weltkriegswirtschaft geworden war. Die japanische Papierproduktion (Abb. 4) sollte auf eigene Füße gestellt werden. Die Zeit der Waldwirtschaft und Industrie könnte man den zweiten Abschnitt dieser Kolonisation nennen, der bis in die Jahre um 1930 andauerte. Mit der Industrie hielt der Kapitalismus Einzug, der sogar auf die Volksfischerei überzuspringen drohte und ein zweiter Fehlschlag in der Besiedlungsarbeit zu werden schien. Zunächst sah auch an der industriebedingten Waldwirtschaft alles nach Mißerfolg aus: Man trieb Raubbau und schlug Holz nieder wo immer nur möglich. Im Süden begann man und fraß sich nordwärts. Nicht nur der Mensch fraß; auch das Feuer,

Was hilft alle Unterstützung gegenüber der Fremdartigkeit des Unternehmens. Es bleibt die große Sorge, ob der Betrieb soviel abwerfen wird, daß sich der tägliche Reis kaufen läßt. Die Kartoffeln, der Weizen, das Kraut und das Vieh können nur wenig locken. *Der Karafuto-Bauer hat sich nicht mit seinen Produkten zusammengelebt.* Wie sein Haus klimafremd ist, so ist er es selbst: Er liebt die Kartoffel nicht, die ihm ins Haus wächst; er ißt den Reis, der aus 1000 km Entfernung auf Schiffen nach Norden gebracht und in den Häfen Otomari, Maoka und Shikuka gelöscht wird. Die landwirtschaftliche Versuchsstation in Kónuma tut viel, um die Lage zu verbessern. Sie erteilt Rat und gibt Unterstützung, damit Früchte angebaut werden, die sich lohnen und für die nötige Bareinnahme sorgen. Jetzt ist man auch zur Zuckerrübe übergegangen, und in Toyohara steht die erste Rübenzuckerfabrik nach Magdeburger Muster. Auch die Vieh- und Weidewirtschaft soll entwickelt werden. Das kann sie aber nur im Hinblick auf den Export. Fleisch, Wurst und Käse sind nicht Dinge, an die der Japaner gewöhnt ist. Fisch ist ihm bekömmlicher und billiger. Der deutsche Fleischer Anton Nürnberger in Toyohara hat sich zwar auf den Kolonial-Ausstellungen erste Preise geholt, aber ein bemerkenswerter Erfolg im Absatz und in der Verbreitung der Wurstmacherei ist nicht festzustellen.

In Anbetracht der mannigfachen Schwierigkeiten ist es als Erfolg zu buchen, wenn heute 330 000 Japaner in Karafuto wohnen, die sich allerdings vorwiegend auf den Gebieten der Industrie und Fischerei betätigen. Die landwirtschaftliche Bevölkerung ginge nach Kumaoka um 220 000 zu erhöhen; und da der Bergbau (Kohle) noch lange nicht seine Vollenwicklung erreicht hat, auch die Waldwirtschaft, die sich besonders der Aufforstung zuwenden wird, noch viele Menschen beschäftigen kann, und schließlich die auf landwirtschaftlicher Grundlage entstehende Industrie (Rübenzucker, Spiritus, u. a.) Erfolg verspricht, so kann man die von Kumaoka genannte Zahl etwa verdoppeln, wenn man an die Aufnahmefähigkeit des Landes überhaupt denkt. Rund 500 000 Menschen würden dann zu den bisherigen 330 000 kommen; d. h. die Hälfte der japanischen Bevölkerungszunahme eines einzigen Jahres. Diese Füllung wird sich aber nur sehr langsam vollziehen können. Der Durchschnitt der letzten 10 Jahre zeigt, daß jährlich nur 1000 Haushaltungen zuwanderten. Merkwürdigerweise — und das zeigt noch verstärkt den Widerwillen des Stamminsel-

japaners, nach Norden zu gehen — war die Heimat von mehr als 50% aller Einwanderer kein anderer Landesteil als — Hokkaido!

Der Hokkaido-Japaner wandert gleichsam mit der Grenzlandfunktion nach Norden. Die Stellung, die Hokkaido seit dem 17. Jahrhundert bis zur Landöffnung für das Gesamtreich hatte, nimmt heute Karafuto ein. Die Füllung des Raumes Karafuto ist weniger eine Entlastung des Bevölkerungsdrucks im Hauptland — wie könnten auch die 330 000 Karafuto-Einwohner entlastend gewirkt haben! — als eine Wirtschaftsmaßnahme und letzten Endes staatspolitische Aufgabe. Mit der Füllung des Raumes wächst das Kulturgefälle zum russischen Norden; mit der Füllung wächst der Druck nach dem Norden überhaupt. Japanisch-Karafuto würde erst mit dem Norden zusammen seine letzte Bestimmung erhalten: Es ist Etappe zum Norden, denn da deckt noch unversehrter Wald die Gebirge, da quillt Öl aus der Erde, und von da aus beherrscht man die Amurmündung; und dieser Gesichtspunkt führt uns bereits zum dritten Kolonisationsraum, nach Mandschukuo.

III. M a n d s c h u k u o

Wenn Hokkaido weitere 2 Millionen und Karafuto 500 000 Menschen aufnehmen würde: Diese 2,5 Millionen würden weniger als der Bevölkerungsüberschuß von 3 Jahren sein, und nach dieser Zeit stünde man vor derselben Frage des Wohin! Mandschukuo, doppelt so groß wie das neue Deutschland, aber nur mit kaum halb so vielen Einwohnern scheint die große Möglichkeit zu sein. Aber hier offenbart sich nicht nur Scheu vor kalten Wintern, vor Arbeits- und Ernährungsumstellung und vor Kulturfall überhaupt — hier offenbart sich erst die ganze Liebe des Japaners zu seiner Inselheimat und die Ganzheit von Landschaft und Mensch. Mandschukuo ist ein viel größeres Gespenst als Hokkaido oder Karafuto. Es ist auch nicht der Schritt auf den Kontinent, den der Inseljapaner scheut. In Korea würde er siedeln, wenn es nicht von den 23 Millionen Koreanern besetzt wäre. Es ist das Gefühl, daß etwas viel Einschneidenderes vor sich geht. Es ist der Schritt aus Monsunisien heraus ins Steppenasien.

Nun würde zwar Südmandschukuo für eine japanische Bauernsiedlung noch geeignet sein. Reisbau ist überall möglich und die Fischversorgung

kein großes Problem. Aber die südlichen Provinzen sind alter chinesischer Kulturboden und sind als solcher dicht bewohnt. Ohne gewaltsame Enteignungen wäre kein Raum für den Japaner zu gewinnen. So muß er sich hier, was übrigens das Primäre war, auf die Stadt beschränken. Der Aufbau der südmandschurischen Industrie auf Grund der reichen Bodenschätze (Anshan, Fushun) liegt in japanischer Hand, der Verkehr, die Verwaltung und die Wirtschaft unterstehen japanischer Führung. Die städtische Kultur Mandschukuos hat bisher 400 000 Japaner aufgenommen. Für diese Japaner ist die Heimatferne keine ernste Frage; viele von ihnen fassen ihren Aufenthalt nicht einmal als Dauerstellung auf. Anders liegen die Dinge für den Bauern, der sich an den neuen Boden binden soll für Generationen, für alle Zukunft. Es ist um so schwieriger für ihn, als er tatsächlich nirgends anders Raum findet als im kalten Norden und Nordosten. Die Widerstände, die sich seiner Arbeit entgegenstellen, können hier nur angedeutet werden.

Das Klima ist rein kontinental mit mittlerer Kälte im Januar von 21°C, Tage ohne Frost gibt es kaum 120. Dabei bleibt die Luftfeuchtigkeit aus, an die der Japaner gewöhnt ist. Acht Monate sind trockener als der trockenste Monat Japans! Die Landschaft selbst ist fremd, sie dehnt sich in alle Weiten. Klima und Boden bedingen eine völlige Umstellung im Wirtschaftsbetrieb. Man muß sich zum amerikanischen Farmer verwandeln, der mit Traktoren arbeitet; man muß hier endgültig auf Fisch verzichten, da das Meer zu fern ist; man muß die Reisrationen verknappten und mit geschältem Weizen mischen. Und schließlich droht der Kolonisation eine große, vielleicht größte Gefahr, die sich ihr weder in Hokkaido noch in Karafuto entgegenstellte. In Mandschukuo arbeitet der Japaner inmitten einer alten Kultur, die schon manchen, bisher eigentlich jeden fremden Volkskörper in sich aufzog.

Gegen alle Schwierigkeiten haben Staat und Kolonisationsgesellschaften natürlich anzukämpfen versucht. Man

baut warme Häuser im japanisch-chinesischen Mischstil (Abb. 10), schafft Anlagen, die an japanische Heimat erinnern (Teiche, Gärten), baut Reis und erzwingt eine nur teilweise Ernährungsumstellung, sorgt für Erhaltung täglicher Gewohnheiten und pflegt den

Heimatsinn durch besondere Weilersiedlung, h. h. man löst das

Gesamtdorf auf in Weiler, die sich kreisartig um eine Zentralsiedlung legen. Die Weiler fassen die Bauern nach ihren Heimatprovinzen zusammen; sie geben sich auch entsprechende Namen. So besteht z. B. Iyasaka, das erste Kolonistendorf aus Gumma, Nagano, Niigata, Iwate, Miyagi, Aomori, Fukushima, Yamagata, Akita, Ibaraki. (Abb. 12)

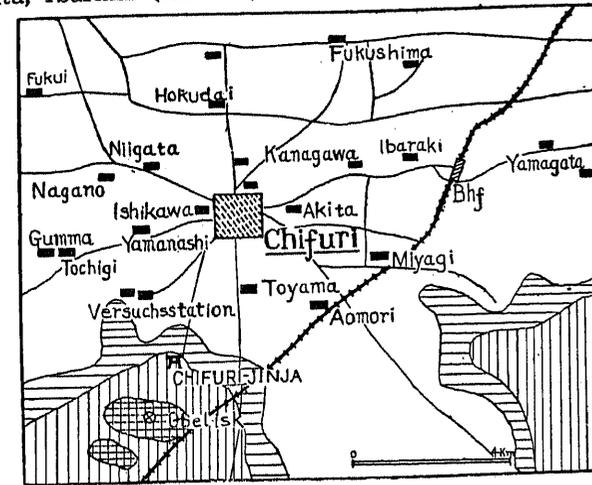


Abb. 11. Mandschukuo: Dorfplan Chifuri.
M. Schwind

hilft die weiten Ackerflächen mit Traktoren zu bezwingen, holt Familie und Schrein, d. h. auch die Ahnen herbei, sorgt für Schulen, Krankenhäuser, Straßen und Bahnen. (Abb. 12)

Und trotzdem: Es sind seit 1932, von welchem Jahr an man von wirklicher Kolonisation in Mandschukuo überhaupt erst sprechen kann, nur wenig Dörfer, etwa 60, gegründet worden. Die ganze Arbeit wäre nicht voran gekommen, wenn nicht das Kabinett Hayashi im Frühjahr 1937 den Plan genehmigt hätte, in 20 Jahren 1 Million Jungbauern, mit Familie also 5 Millionen Japaner, anzusiedeln; denn die Jugend war es, die das gewaltige Werk aufgreifen konnte und wollte. Dem Plan liegt der Gedanke zugrunde, daß man sich in jungen Jahren leichter umgewöhnen kann als in älteren, und daß man die Jugend auch für das große Ziel begeistern kann, das der Arbeit gesteckt wurde.

Diese Jugend geht nicht unvorbereitet. Sie wird zunächst zweifach geschult:

Vorschulung in Uchihara (Ibaraki-ken). Das Großschulungslager von Uchihara bei Mito liegt in einer für Japan seltenen Landschaft. Es ist wohl der einzige Fleck im ganzen Inselland, von dem aus man — außer an ganz klaren Tagen — keine Berge sieht. Uchihara, wenn auch klimatisch und kulturell japanisch wie jeder andere Teil des Inselreichs, vermag aber wenigstens in seiner Bodengestalt einen Begriff von mandschurischer Weite zu geben. Hierher kommen die Jungen im Alter von 15 bis 18 Jahren. Das Lager nimmt bis 8500 Mann auf. Diese machen jeweils nach zwei Monaten der nächsten Belegschaft Platz. Die beiden Vorschulungsmonate dienen vor allem der vormilitärischen Ausbildung und Disziplinierung, sowie der geistigen Ausrichtung auf das große Ziel. Altjapanischer Sport erzieht zur kämpferischen Haltung, und erste Feldarbeit leitet hin zur eigentlichen Aufgabe.

Hauptschulung in Mandschukuo. In Mandschukuo werden die in Uchihara vorbereiteten Jungkolonisten in 5 Großlagern bis zu je 10000 Mann zusammengefaßt. (Abb. 13, 14) Dort lernen sie mit Traktoren arbeiten, die Felder bestellen, Wege bauen, Baracken und Häuser errichten, das Vieh pflegen und vieles andere. Die Ernte ist bereits lebenswichtig. Die Großlager müssen sich selbst ernähren.

Dann kommt der Ruf zum Heer. Nach der Dienstzeit ist der Siedler geformt; jetzt ist er Bauer. Seine Braut, inzwischen auch schon für ihren Beruf gründlich geschult, steht ihm als Bäuerin helfend zur Seite.

Die Aufgaben der Siedler erinnern in gewissem Sinne an diejenigen der Milizsiedler in Hokkaido, nur liegt die ursprüngliche Betonung auf der anderen Seite. Die Milizsiedler waren Soldaten und Bauern; die Mandschukuo-Kolonisten sind Bauern und Soldaten.

Die nördliche und nordöstliche Grenzlage der japanischen Dörfer, die nur ein aufgenötigter Ausweg war, erwies sich für die Verfolgung weiterer Pläne als ganz ausgezeichnet. Den Bauern sind zwei Sonderaufgaben gestellt. Sie haben die Armee zu ernähren, die bei etwaigem Angriff von sowjetischer Seite her die Grenze verteidigen wird, und sie haben eben dieser Armee die Menschenreserven zu stellen.

Einen letzten Sinn aber haben die Kolonisten aus einer resignierten Erkenntnis heraus gewonnen: In 20 Jahren sollen in Mandschukuo 5 Millionen Japaner wohnen — in 20 Jahren hat sich aber Japan auch um 20

Millionen Menschen vermehrt, h. h. Mandschukuo wird die überschüssige Bevölkerung, selbst vereint mit Hokkaido und Karafuto, auch nicht aufnehmen können. Das führt zur Frage zurück, wie die nicht unterzubringende Bevölkerung schließlich doch im Hauptland beschäftigt und ernährt werden kann. Hier sehen wir eine Lösung angedeutet in dem Ziel des chinesisch-japanischen Konflikts: Die Eroberung des chinesischen, ja des ganzen ostasiatischen Marktes — die neue Ordnung in Ostasien — würde der japanischen Industrie und dem japanischen Handel einen Aufschwung ohnegleichen geben. Industrie und Handel verschlingen Millionen von Menschen. Industrie und Handel können aber nur blühen, wenn an den Enden des japanischen Imperiums die treuen Wächter des japanischen Heeres stehen, die wiederum zuverlässig bedient und ernährt werden durch den Kolonisationsbauern.

So schützt der Soldat und der Bauer in Mandschukuo und Karafuto das viel größere Unternehmen der künftigen Wirtschaft, einer Wirtschaft, die es der großen Volksmasse erlaubt, im Lande der Ahnen zu bleiben: Ein Plan von gigantischer Tragweite, raumumfassend, wie die Ideen der größten Imperien der Menschheit, ein Ziel, das jedem einzelnen, entbehrungsreichen Kolonistenleben Glanz verleiht.

Einem wachsenden Volk wie dem japanischen gewähren wir gern das Recht solch' kühner Gedanken, um so mehr als auch wir unserer kolonialen Zukunft mit den größten Erwartungen und Hoffnungen entgegensehen. Und die Worte, die uns der Führer an die Seele legt, gelten für jedes Volk, das sich in einer Lage findet, die der unseren gleicht:

„Vergeßt nie, daß das heiligste Recht auf dieser Welt das Recht auf Erde ist, die man selbst bebauen will, und das heiligste Opfer das Blut, das man für diese Erde vergießt. Nur genügend großer Raum sichert einem Volke die Freiheit seines Daseins!“

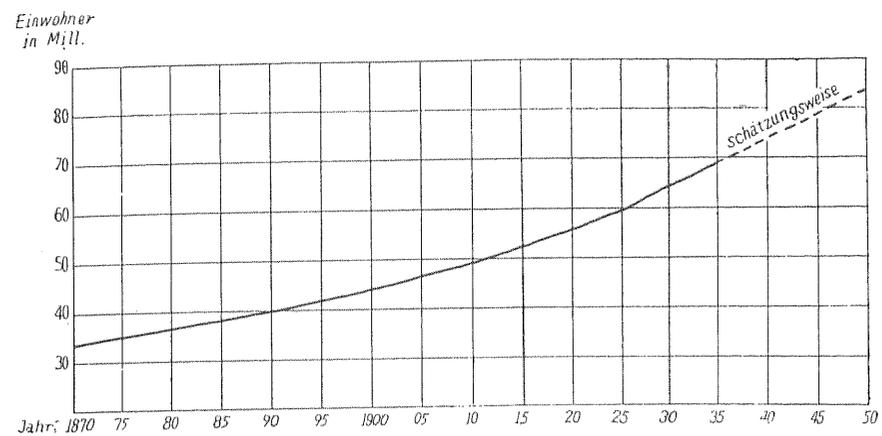


Abb. 1. Das Wachstum des japanischen Volkes.

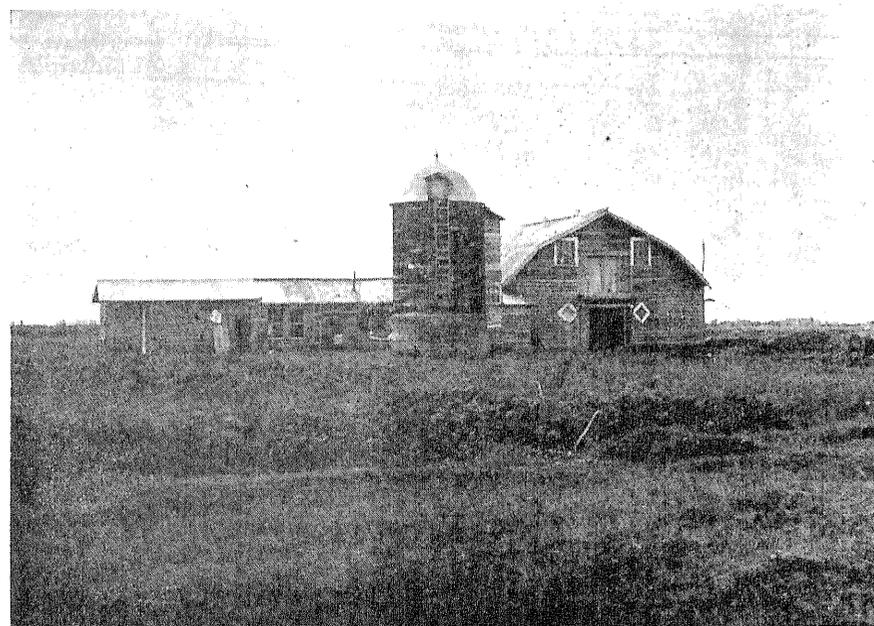


Abb. 3. Silo und Viehzuchtwirtschaft bei Sapporo (Hokkaido) ein amerikanisches Landschaftselement.

Aufn. M. Schwind

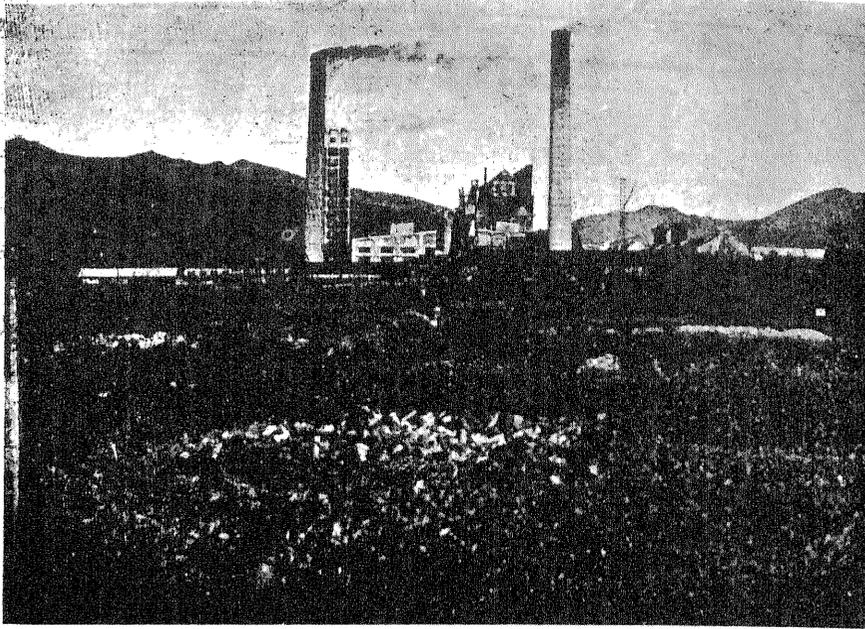


Abb. 4. Karafuto: Zellstofffabrik in Toyohara. Im Hintergrund Susuyagebirge..
Aufn. M. Schwind

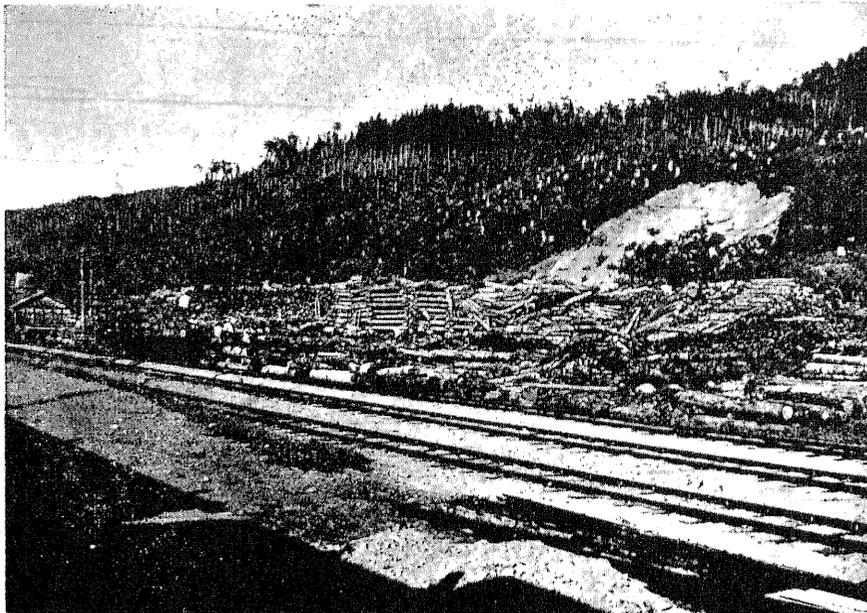


Abb. 5. Karafuto: Zu beiden Seiten der Bahn ist der Wald vernichtet. Waldbrände, Insektenfraß und Raubbau des Menschen haben gemeinsam daran gearbeitet.

Aufn. M. Schwind



Abb. 16. Karafuto: Bis in den Norden hinauf will man sich japanisch kleiden. Die Holzstöße sind „Geta“, japanische Holzsandalen. Der Japaner (vorn) trägt „tabi“ an den Füßen und als Kopfbedeckung die im Sommer unvermeidliche „Butterblume“ trotz der Kälte, die ihm die Hände in die Taschen zwingt.

Aufn. M. Schwind

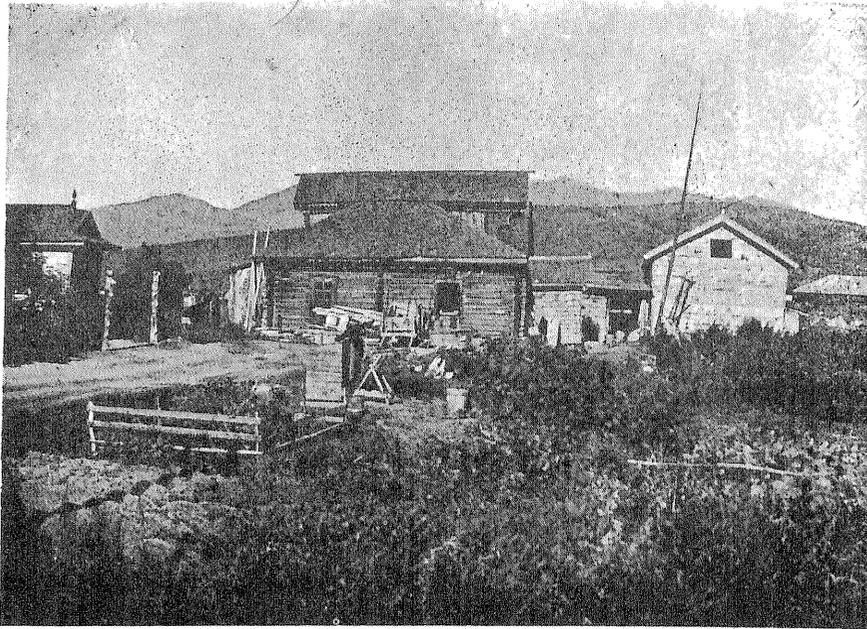


Abb. 8. Karafuto: Russischer Siedlungsrest in Toyohara. Die soliden Blockhäuser werden aus Traditionsgründen verschmäht. Im Hintergrund das Susuyagebirge. Aufn. M. Schwind



Abb. 9 Karafuto: Auch die Regierung pflegt bewußt die japanische Tradition: Das Museum von Toyohara in japanischem Baustil.

Aufn. M. Schwind

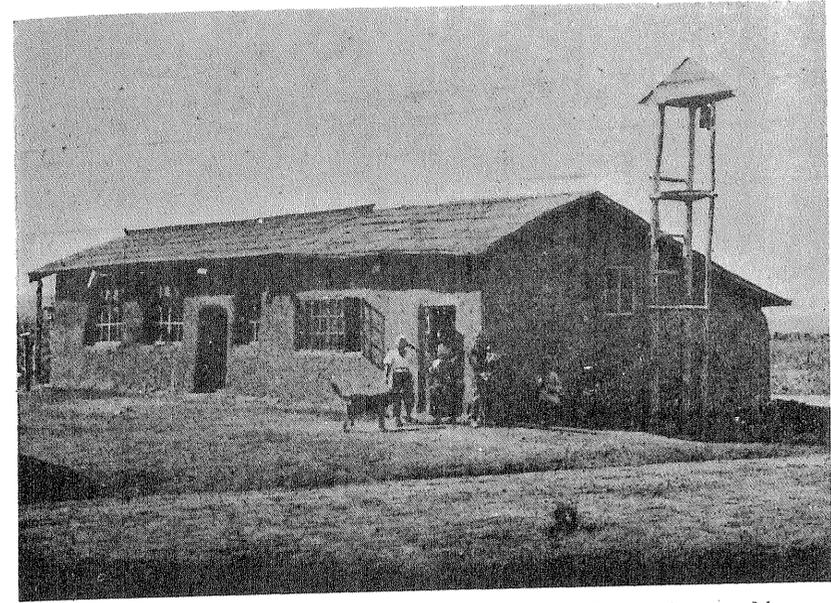


Abb. 10. Mandschukuo: Ein Haus, wie es erstrebt wird: Feste und warme Mauern, innen japanisch gestaltet, zur Seite der japanische Feuerturm mit Glocke. Vor dem Hause Großeltern, Mutter und Kind. Hier sind Familie und Schrein zusammen ausgewandert.

Aufn. M. Schwind

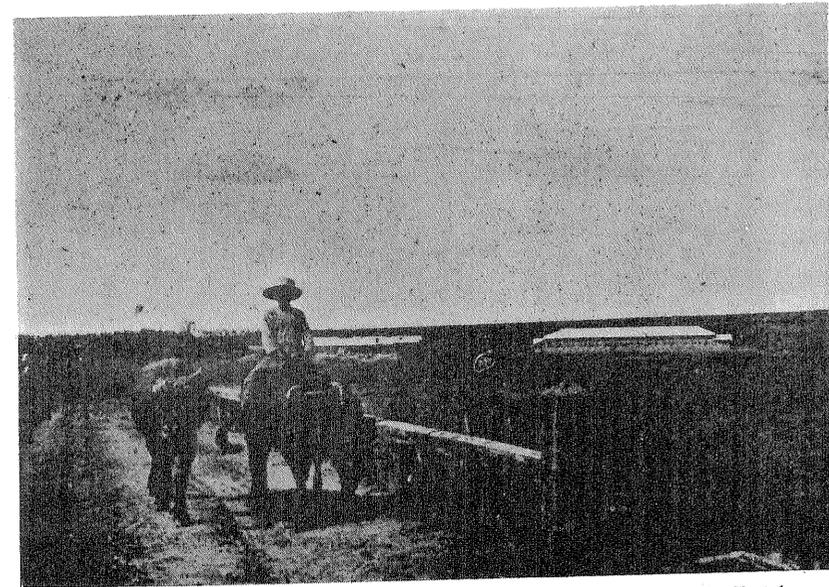


Abb. 12. Mandschukuo: Inmitten fremder Kultur ist den Japanern die Erziehung ihrer Kinder die wichtigste Frage. Mit großen Opfern werden Schule, Schülerheim (in Anbetracht der großen Entfernungen) und Krankenhäuser gebaut (im Hintergrund).

Aufn. M. Schwind

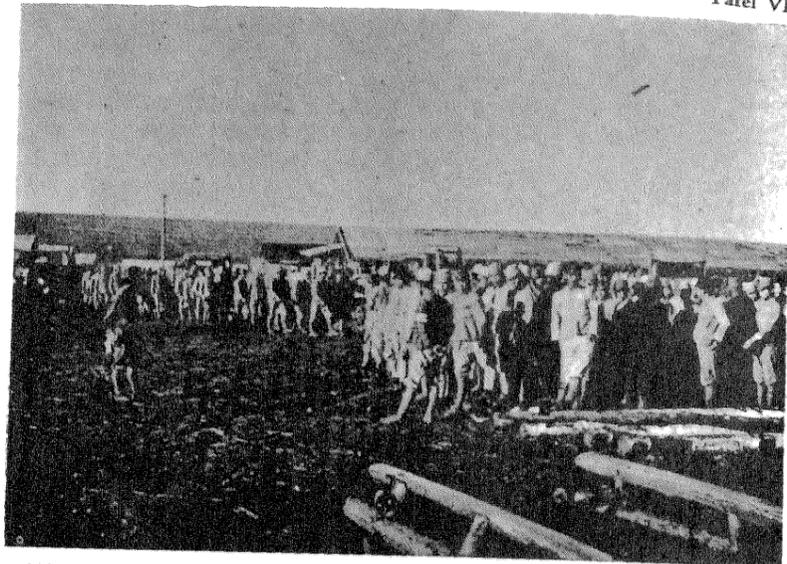


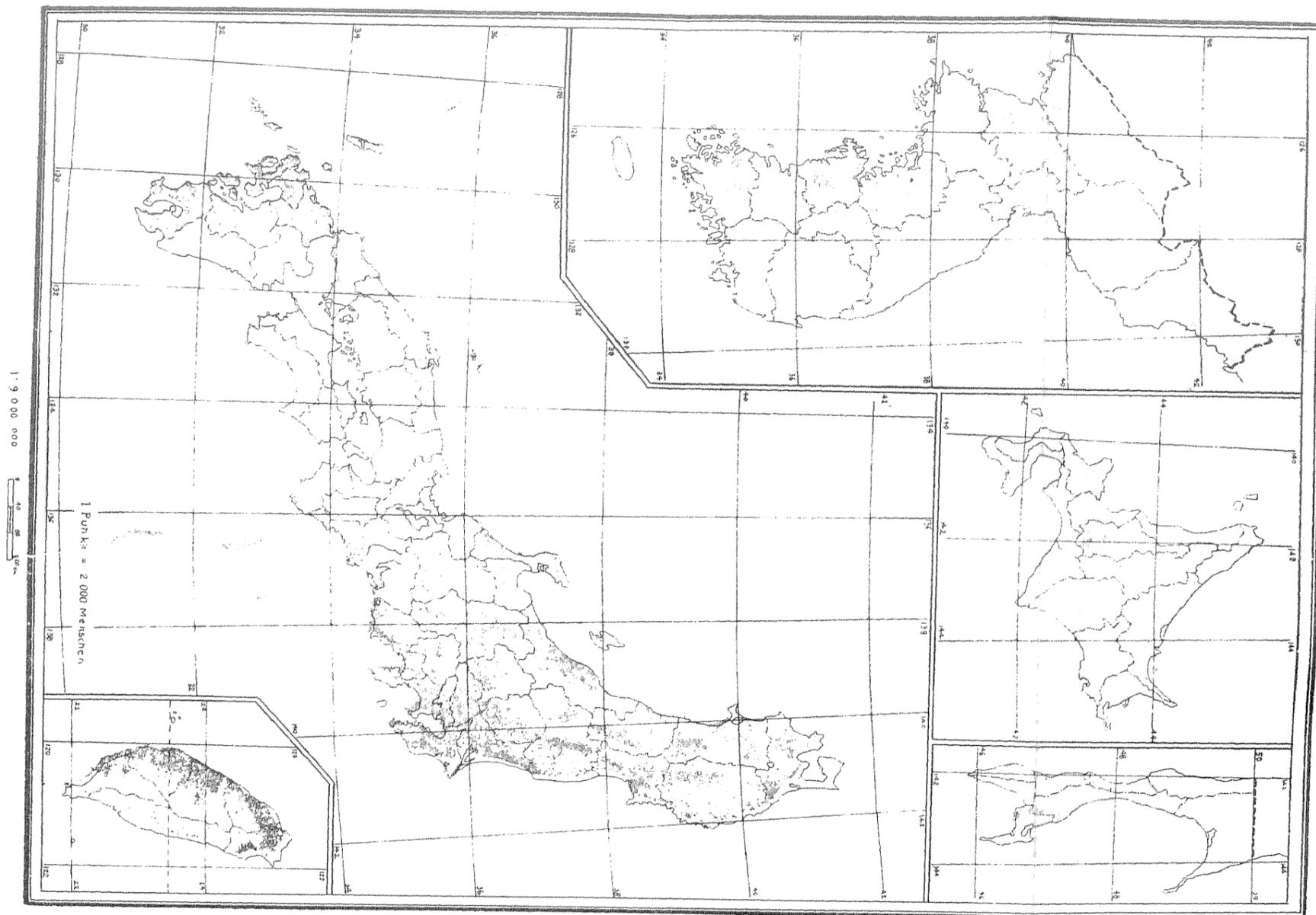
Abb. 13. Mandschukuo: Jeder Tag in einem Jugend-Großlager beginnt mit einer Feier, die dem Glanz des japanischen Kaiserhauses gilt. Man gedenkt der Ahnen und schöpft aus ihren Taten Kraft für den neuen Tag. Das Bild zeigt den Aufmarsch zur Feier (diese selbst darf nicht fotografiert werden). An die Feier schließen Freiübungen an, zu denen im Chor gesprochen wird. Der Inhalt der Chöre ist ebenfalls religiös-staatpolitisch.

Aufn. M. Schwind



Abb. 14. Mandschukuo: Jugend-Großlager: Und bald rattern die Raupenschlepper und Traktoren.

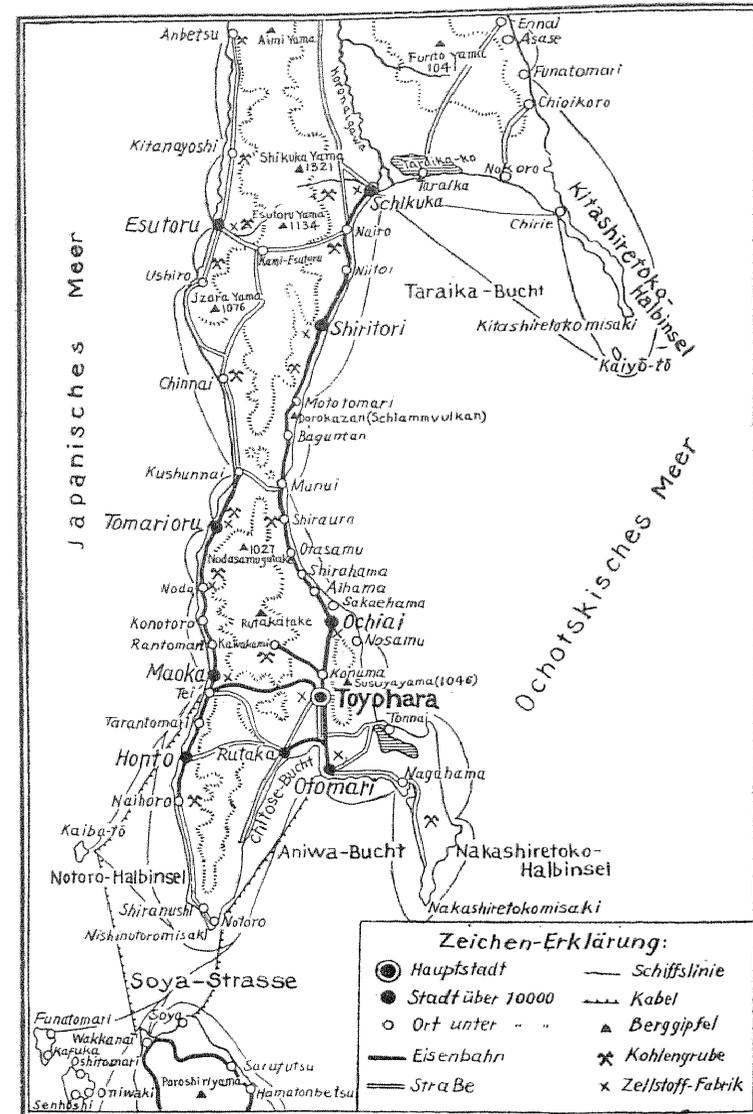
Aufn. M. Schwind



Karte 1. BEVÖLKERUNGS-VERTEILUNG

Karte 2.

KARAFUTO



1 : 3 000 000